

«Wir verscherbeln nicht das Tafelsilber»

Matthias Frehner, Direktor des Kunstmuseums Bern, schickt seine besten Werke ins Ausland

INTERVIEW: ALEXANDER MARZAHN

Das Kunstmuseum Bern lässt die halbe Sammlung Schweizer Kunst in München und Oslo überwintern. Wie füllt man die Lücken ohne Qualitätsverlust? Direktor Matthias Frehner über Risiken und Nebengeräusche einer ungewöhnlichen Aktion.

BaZ: Herr Frehner, 150 Werke aus Ihrem Museum weilen ab September für vier Monate in der Hypo-Kunsthalle in München; ein Jahr später geht es ins Nationalmuseum Oslo. So einen Tourneebetrieb kennt man eher von Privatmuseen. Ist das eine neue Art von Fundraising?

MATTHIAS FREHNER: Nein. Wenn infolge spezieller Umstände – Gebäudesanierung, Um- und Anbau – Sammlungen am angestammten Ort nicht gezeigt werden können, macht man sie oft an anderen Orten zum Thema. Unser Anlass war ein anderer: Ich zeigte

vor einem Jahr einen Überblick über Schweizer Landschaftsmalerei aus unserer Sammlung. Diese Ausstellung beeindruckte meine Münchner Kollegin von der Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung spontan. Viele Schweizer Künstler sind im Ausland vollkommen unbekannt, zum Beispiel auch Anker. Daraus entstand die Idee, einen Überblick über die Schweizer Kunst in der Kunstmetropole München zu zeigen. Später interessiert sich auch das Nationalmuseum Oslo für diese Schau.

Ihr kulturelles Sendungsbewusstsein in Ehren – ist das Gastspiel für das Kunstmuseum Bern nicht einfach lukrativ?

Da wir mit der Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung eine Themenausstellung erarbeitet haben, in der keine Künstler ausgestellt sind, die Massen mobilisieren, wird sie auch keinen exorbitanten finanziellen Gewinn abwerfen. Immerhin hat uns die Kunst-



Vier Monate ausser Haus. Ankers «Mädchen mit Brot», Klees «Krähenlandschaft», Hodlers «Der Tag». © Kunstmuseum Bern/Pro Litteris



halle der Hypo-Kulturstiftung die Anstellung einer zusätzlichen Restauratorin für ein ganzes Jahr ermöglicht, sodass wir eine grosse Zahl von lange nicht mehr gezeigten Werken aus unserer Sammlung restaurieren konnten. Zudem werden wir auch eine Entschädigung erhalten.

«Ich schliesse eine Wette ab: Die Besucherzahlen steigen.»

In welcher Höhe?

Die Summe will ich nicht nennen, sie wird es uns aber ermöglichen, eine mittlere Ausstellung im Bereich der Gegenwartskunst zu finanzieren.

«Höhepunkte der Schweiz» heisst die Ausstellung mit Anker, Hodler, Klee, Giacometti – kann das Ihr Haus denn verkraften? Wie füllen Sie die Lücken?

Wir verscherbeln nicht das Tafelsilber. Die Klassische Moderne bleibt im Haus. Wir werden in der neuen Sammlungspräsentation zeigen, dass wir die Lücken mit ebenso qualitätsvollen Werken füllen können, auch von den Künstlern, die in München sind. Wir machen so auch auf das Platzproblem in unserer Sammlung aufmerksam.

Geht die Rechnung auf, auch wenn in Bern die Besucherzahlen sinken?

Die Medien werden die sehr schöne und wichtige Schau in München thematisieren. Man redet von unserer Sammlung, wir zeigen die

Ausstellung später auch hier. Ich schliesse eine Wette ab: die Besucherzahlen steigen. Sie wollen Ihre Sammlung «auch im Ausland ins Gespräch bringen». Normalerweise tut man das mit guten Ausstellungen im eigenen Haus.

Es ist leider Tatsache, dass sich das Wechselausstellungspublikum nur zu einem geringen Teil für die Sammlungsbestände interessiert. Das ist leider weltweit zu beobachten. Erst wenn man die Sammlung thematisch aufbereitet und als Ausstellung inszeniert, wird sie fürs breite Publikum interessant. Hand aufs Herz: Wann waren Sie zum letzten Mal in den Sammlungsräumen des Basler Kunstmuseums? Kommt dazu, dass Aussenerfolg die Wahrnehmung am Eigenen

befördert, das ist ein altes bekanntes Schweizer Phänomen.

Werden Sie in Zukunft regelmässig pfannenfertige Ausstellungen auf Tournee schicken?

Im Katalog dieser Ausstellung haben wir wichtige Werkgruppen aufgearbeitet. Ich habe die erste zusammenhängende Geschichte unseres Museums verfasst. Wir arbeiten mit der Sammlung, erproben neue Vermittlungsformen. Auf dieser Linie kann ich mir gut neue Projekte vorstellen, vielleicht einmal eine Ausstellung mit den kaum je sichtbaren Werken auf Papier.

> Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung, München, 17. September 2010 bis 9. Januar 2011. Täglich 10–20 Uhr. www.hypo-kunsthalle.de

Wiegen und Wogen

Luzern: Roche-Auftragswerk

VERENA NAEGELE, Luzern

Zum fünften Mal hat Roche ihren Compositions-auftrag für ein Orchesterwerk vergeben: Toshio Hosokawas «Woven Dreams» erlebte beim Lucerne Festival seine heftig beklatschte Uraufführung. Der nächste Roche-Werkauftrag geht an Sofia Gubaidulina.

Der 1955 in Hiroshima geborene, bei Isang Yun in Berlin und bei Klaus Huber in Freiburg ausgebildete Toshio Hosokawa ist stark in der japanischen Tradition verwurzelt. Die Dehnung der Zeit, das Gegenüberstehen von geräuschhaften und konventionellen Klängen, das Kreisen um wenige Töne sind tragende Elemente seiner Tonsprache.

«Am Anfang erklingt ein Ton; in diesem einen Ton entfalten sich Yin und Yang; aus diesem einen Ton entsteht eine Melodie und macht Licht und Schatten. Ich möchte auch künftig damit anfangen, nur einen Ton richtig zu hören», sagt Hosokawa in dem von Roche Commissions herausgegebenen Band. Das Stück «Woven Dreams», in dem Hosokawa laut Programm den Traum eines Fötus nachempfunden, zeugt davon.

WINDGLOCKEN. Aus einem leise in den Violinen gespielten tiefen B entwickelt sich in unendlicher Langsamkeit ein klangsinliches Wiegen und Wogen, ein Umkreisen des B in Streicherglissandi, mit Tamtams, japanischen Windglocken (Fürin), Klavier und reichhaltigem Bläserersatz. Nicht Fortentwicklung ist gefragt, sondern Verharren und Auskosten dieser warmen Klanglandschaft. Das ist nicht ohne Reiz, zumal das Cleveland Orchestra unter Franz Welser-Möst das Spektrum subtil auslotet. Dass das Werk aber in harmonischen Affekten abendländischer Tradition verharrt, macht es doch recht konventionell.

Umrahmt wurde die Uraufführung vom feinsinnigen, aber zu gleichförmig gespielten «Prélude à l'après-midi d'un faune» von Debussy sowie Strauss' «Heldenleben». Hier drehte Welser-Möst, der zuvor sehr zurückhaltend aufgetreten war, richtig auf. Mit theatralisch-dramatischer Verve nahm er dem Stück jede Sentimentalität. Da wurden die von Konzertmeister William Preucil eigenwillig phrasierten Violinsoli durch das Orchester hart kontrastiert. Welser-Möst forschte einen forschen, kantigen Helden, der sich mehr im spektakulären Krieg zu Hause fühlte denn im romantischen «Eros».

Das Recht auf geistige Mitarbeit

Fortsetzung von Seite 31

zustandes an das Anti-Frauenstimmrecht-Plakat erinnert, auf dem ein Kind aus dem Kinderwagen fällt, erstaunt nicht. Die SVP (beziehungsweise deren Vorläuferin) war die einzige Regierungspartei, die sich noch 1959 gegen das Frauenstimmrecht aussprach.

Der Gegenvorschlag der Basler Regierung sieht ein aktives Stimmrecht für Ausländerinnen und Ausländer vor. Diese dürften dann zwar stimmen und wählen, könnten sich aber nicht selber zur Wahl stellen. Ausserdem soll das Stimmrecht nur erhalten, wer mindestens seit zehn Jahren in der Schweiz wohnt, davon fünf in Basel-Stadt.

SPRACHPFLICHT. Falls dieser Gegenvorschlag in Basel angenommen wird, wäre die Situation sehr ähnlich wie im Kanton Genf. Hier scheiterte, wie in Basel in den 90er-Jahren, das Anliegen deutlich. 2005 wurde (allerdings auf kommunaler Ebene) das aktive, jedoch nicht das passive Wahlrecht angenommen, was in etwa dem Basler Gegenvorschlag entspräche. In diesen Stadtkantonen ist wohl auch der Druck, das Stimm- und Wahlprozedere anzupassen, besonders gross, wird doch da rund ein Drittel der Wohnbevölkerung von der politischen Partizipation ausgeschlossen.

Um welche Menschen geht es bei den Vorschlägen in Basel? Das Plakat des Gegenkomitees zeigt eine Wahlurne mit Sprechblasen in verschiedenen Sprachen. Es wird die Botschaft vermittelt, die Niedergelassenen verstünden kein Deutsch. Doch für den Erhalt der C-Bewilligung, die in beiden Vorlagen Voraussetzung ist, ist heute laut den Richtlinien «Bevölkerungsdienste und Migration» unter anderem Kenntnis einer Landessprache nötig.

Interessant ist weiter, dass in den Sprechblasen auf dem Plakat besonders slawische Sprachen auftauchen. In Basel wären die Herkunftsländer der fünf grössten Gruppen von Niedergelassenen, die nach der Annahme der Initiative oder des regierungsrätlichen Gegenvorschlags politisch partizipieren könnten, folgende: Italien, Türkei, Deutschland, Serbien-Montenegro und Spanien. Die Facebook-Gruppe «2 x Ja!» karikierte umgehend das Plakat: Die Steuererklärung sei schliesslich auch auf Deutsch auszufüllen. Wohl nicht zufälligerweise erinnert das Plakat der Facebook-Gruppe an den liberalen Slogan «No taxation without representation».

STIMMRECHT. Die Begriffe, mit denen wir gegenwärtig über eine politische Partizipation sprechen, sind nicht unproblematisch. Vor allem bei der so-

nannten ausländischen Wohnbevölkerung der zweiten Generation, welche seit ihrer Geburt in der Schweiz lebt, ist es eigenartig, von Aus-Ländern zu sprechen: Diese Menschen haben ihr Leben in der Schweiz verbracht. Doch auch die offizielle Bezeichnung des Basler Initiativkomitees «Stimm- und Wahlrecht für Migrantinnen und Migranten» ist nicht unproblematisch, da nicht alle, die sich für das Stimm- und Wahlrecht qualifizieren, Migrierende sind, sondern beispielsweise eben auch hier geborene Secondas. Zudem werden hochqualifizierte Fachkräfte, beispielsweise

«Der frühere Ausschluss der Frauen erscheint aus heutiger Sicht inakzeptabel.»

Hochschuldozierende oder CEOs, oft nicht als Migrierende bezeichnet, selbst wenn sie aus Arbeitsgründen hier sind.

Sowohl das Frauenstimmrecht wie das Stimm- und Wahlrecht für kantonsfremde Schweizer sorgten in der Vergangenheit für rote Köpfe und heftige Diskussionen, heute ist beides kein Thema mehr. Im Gegenteil: Der frühere Ausschluss erscheint aus heutiger Sicht inakzeptabel. Eine historische Betrachtung sensibilisiert für den Umstand, dass Demokratiedefizite zeitgenössisch oft nicht als solche wahrgenommen werden.

Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre ich in der Schweiz als Frau, bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hypothetisch zudem als gebürtige Ostschweizerin in Basel nicht stimm- und wahlberechtigt gewesen. Heute ist es selbstverständlich, dass sowohl Frauen wie auch Schweizerinnen und Schweizer ohne Bürgerrecht politisch an ihrem Wohnort mitbestimmen. Das Gleiche gilt für Niedergelassene: Wir können es uns nicht leisten, unsere Probleme zu lösen, ohne einen Viertel der Wohnbevölkerung einzubeziehen. Dies schadet der Demokratie und unterminiert die demokratische Deckungsgleichheit zwischen jenen, die Gesetze erlassen, und jenen, die unter diesen Gesetzen stehen.

*** Dr. des. Francesca Falk** ist Lehrbeauftragte an der Universität Basel. Sie arbeitet zudem an einem Projekt des Schweizerischen Nationalfonds zu einer Kulturgeschichte der Demonstration an der Zürcher Hochschule der Künste. Demnächst erscheint ihre Dissertation «Eine gestische Geschichte der Grenze. Wie der Liberalismus an der Grenze an seine Grenzen kommt».

> WEITERER BERICHT SEITE 23

nachrichten

architektur Leopard für Lausanne

VENEDIG. Auf der am Sonntag eröffneten Architekturbieniale Venedig erhielt Bahrain den Goldenen Löwen für den besten nationalen Beitrag. Mitentworfen und realisiert wurde dieser vom Lausanner «Laboratoire de la production d'architecture» (lapa) unter Professor Harry Gugger, das bei der letzten Biennale 2008 bereits mitverantwortlich für den Schweizer Pavillon gewesen war. Den Goldenen Löwen 2010 für den besten Einzelbeitrag erhielt der Japaner Junya Ishigami. Der junge Architekt schlug 42 Konkurrenten aus aller Welt mit der zarten Konstruktion eines fast unsichtbaren Wohnhauses aus durchsichtigen Plastikstäben. Ehrenlöwen gingen an Rem Koolhaas und Kazuo Shinohara. SDA

buchmarkt E-Book lässt sich Zeit

FRANKFURT/MAIN. Das E-Book wird in Deutschland nach einer Studie nur langsam zum Erfolg. Für 2015 prognostiziert die Beratungsgesellschaft PricewaterhouseCoopers (PwC) für das elektronische Buch in der erzählenden Literatur einen Umsatzanteil von mehr als 350 Millionen Euro (6,3 Prozent) am Buchmarkt. Im laufenden Jahr dürfte der Umsatz in der Gattung Belletristik aber gerade mal bei 20 Millionen Euro (26 Millionen Franken) liegen, heisst es in der Untersuchung. DPA